

DAS ENDE DES BITCH-FIGHTS

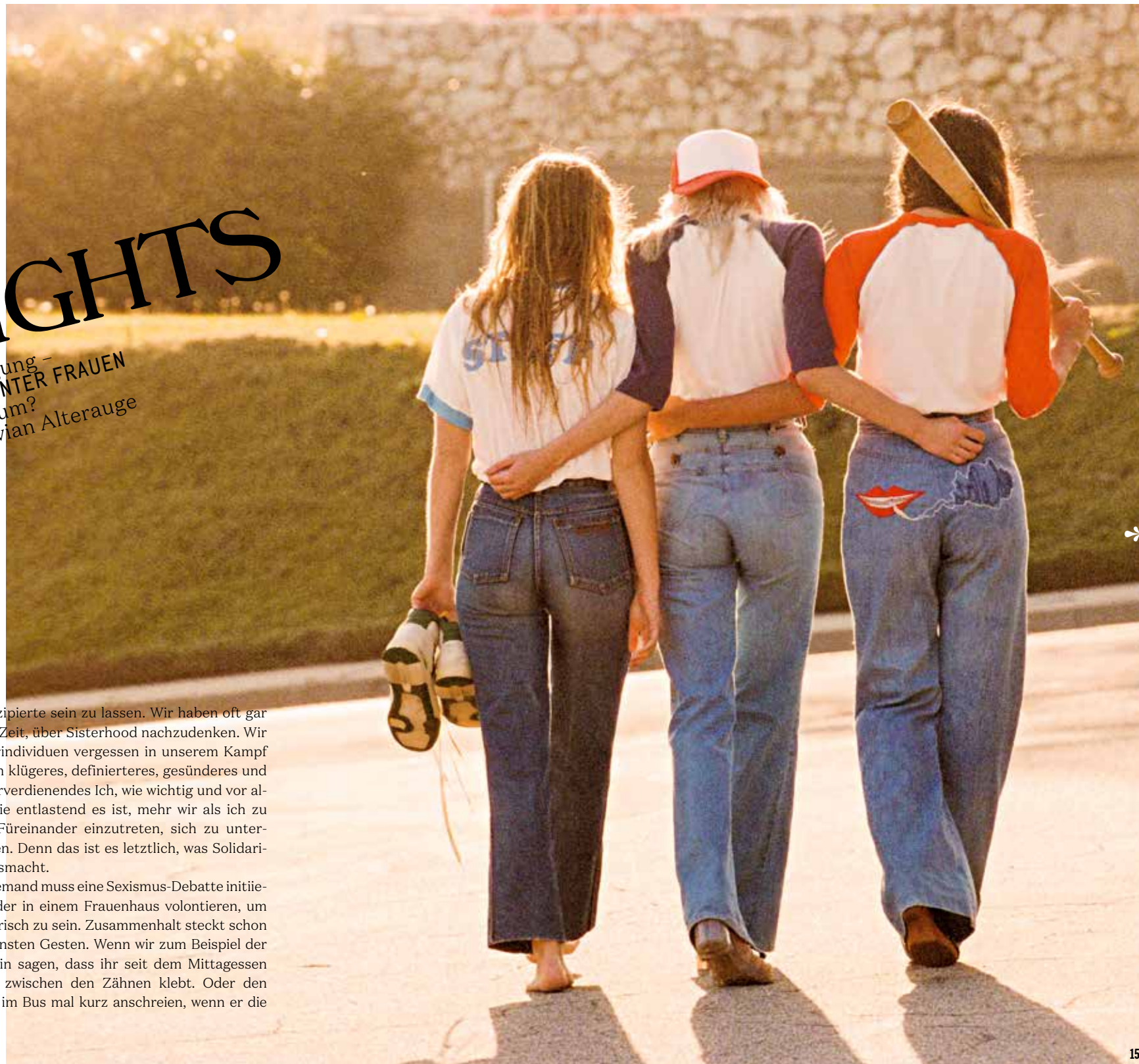
Wir kämpfen gemeinsam für Gleichberechtigung – aber im Alltag ist **SOLIDARITÄT UNTER FRAUEN** immer noch nicht selbstverständlich. Warum? Fragt sich Glamour-Autorin Vivian Alterauge

Vor eineinhalb Jahren sah die Welt pink. Wütend und entschlossen trugen Millionen von Frauen ihre Pussy Hats durch die Straßen vieler Metropolen weltweit, demonstrierten für ihre Rechte. Auch ich lief in Hamburg mit, pinke Beanie, klamme Hände, ein Strahlen im Gesicht. Im Oktober 2017 dann ließ #metoo die Frauen erneut aufschreien, diesmal digital und mit Geschichten von Missbrauch. Es wurde so viel geredet, geschrieben, gestritten. Über Frauenrechte, Feminismus und wie wir alles besser machen können. Wir, die Sisterhood. Aber was bedeutet eigentlich Sisterhood im Alltag? Und was heißt es konkret, wenn wir Frauensolidarität fordern?

Dem Wort haftet gleich etwas Staatstragendes an, es geht um Werte, sich verbünden. Aber: So kraftvoll und schillernd wie bei den Frauenmärschen funktioniert Solidarität im Alltag nicht. Das Leben ist nun mal keine Demo. Und wir sind tagein, tagaus damit beschäftigt, uns zu behaupten und unsere eigene Performance eine

emanzipierte sein zu lassen. Wir haben oft gar keine Zeit, über Sisterhood nachzudenken. Wir Hyperindividuen vergessen in unserem Kampf um ein klügeres, definierteres, gesünderes und besserverdienendes Ich, wie wichtig und vor allem wie entlastend es ist, mehr wir als ich zu sein. Füreinander einzutreten, sich zu unterstützen. Denn das ist es letztlich, was Solidarität ausmacht.

Niemand muss eine Sexismus-Debatte initiieren oder in einem Frauenhaus volontieren, um solidarisch zu sein. Zusammenhalt steckt schon in kleinsten Gesten. Wenn wir zum Beispiel der Kollegin sagen, dass ihr seit dem Mittagessen Mohn zwischen den Zähnen klebt. Oder den Mann im Bus mal kurz anschreien, wenn er die



Mutter mit Kleinkind anrempelt, die gar keine Zeit hat, sich zu verteidigen, weil sie ihr Kind vor dem Sturz bewahren muss. Uns ein Vorbild an der Frau nehmen, die die gleiche Jacke trägt wie wir selbst, sie aber lässiger kombiniert. Und selbst wenn wir anderen Frauen mal Kontra geben müssen, ist das nicht das Ende vom Zusammenhalt. Es ist vielmehr ein Anfang.

Kürzlich brachte ich bei einer Diskussion unter Kollegen ein paar Dinge durcheinander. Meine Kollegin sagte dann: Ich weiß, was du meinst – und stellte es richtig. Im ersten Moment dachte ich: Miss Smarty-Pants muss sich mal wieder auf meine Kosten profilieren, hat mich vor allen bloßgestellt. Aber plötzlich verstanden alle meine Argumentation, fanden sie gut. Die Kollegin wollte mich einfach nur unterstützen – und tat das sogar mit Erfolg.

Die Sache mit dem gelernten Konkurrenzdenken frisst sich aber leider immer noch durch unseren Alltag, auch sprachlich. Frauen „zicken“ sich an, sind „stutenbissig“, planen „bitch fights“, so lehrten uns das jahrzehntelang Gesellschaft, Filme und Kollegen. Studien untersuchen das missgünstige Verhalten gegenüber anderen Frauen unter dem Buzzword „Queen Bee“, Motto: Ich dulde keine andere neben mir. Vor allem Mütter sind besonders gut darin, sich gegenseitig auszuhöhlen. Niederländische und britische Wissenschaftler haben übrigens kürzlich herausgefunden, dass dieses Bienenköniginnensyndrom nur in einem männerdominierten Umfeld auftaucht, wo Frauen sich anpassen und nicht als typisch weiblich auffallen wollen. Compensation also.

Manchmal empfinden wir Solidarität auch als bevormundend. Eine Bekannte hatte einen neuen Mann kennengelernt. Kurze Zeit später schrieb ihr dessen Verflorenne bei Facebook und warnte vor seiner Untreue. Die Bekannte war empört, vermutete eine von Neid zerfressene Ex. Doch Wochen später musste sie erkennen, dass jene Ex recht hatte. Also meldete sie sich bei ihr, um ihr genau das zu sagen – und dass die Warnung genau richtig gewesen war. Gut so, denn nur mit positiver Verstärkung schmiert man den Solidaritätsmotor.



Wenn wir mal nicht unsere Einzelkämpferschiene fahren, merken wir schnell: Es ist wunderbar, zu wissen, dass wir auf uns zählen können – sogar wenn wir uns nicht kennen. Egal, ob wir von Ex-Girlfriends gewarnt werden oder uns mit Frauen im Club Partner-in-crime-Blicke zuwerfen. „Für Frauen, die anderen Frauen nicht helfen, gibt es einen besonderen Platz in der Hölle.“ Dieser legendäre Satz von Ex-US-Außenministerin Madeleine Albright sollte unsere Geisteshaltung sein.

Damit das Prinzip Solidarität funktioniert, müssen wir es nämlich auch bei jenen Frauen anwenden, die erst mal nicht so aussehen, als wären sie mit uns auf einer Wellenlänge. Zusammenhalt wird nicht abgewogen. Wir müssen lernen, für die gemeinsame Sache zu kämpfen, auch wenn wir nicht einer Meinung sind. Das betont auch die Frauenforscherin Ute Gerhard. Sie warnt vor zu wenig Solidarität aufgrund von Uneinigkeit. „Trotz unterschiedlicher Interessen sollten Sie sich mit den anderen solidarisieren.“

Fotos: Graham Dunn/thelicensingproject.com

Das heißt natürlich nicht, dass wir alles akzeptieren müssen, was andere Frauen tun, wenn es uns stört. Natürlich gibt es da eine Grenze – wenn eine Frau sich entscheidet, ein Kind zu bekommen und zu Hause zu bleiben, ist das Privatsache. Wenn sie ihre Freundinnen hingegen als Rabenmütter bezeichnet, weil die ihre Karriere eben nicht aufgeben: nicht. Wie wäre es, einfach offen über potenzielle Aufreger zu reden? Sonst gärt immer die Aggression mit, gegen andere Frauen, gegen uns. Seien wir zu allen ehrlich wie zu einer Freundin. Sagen wir, was Sache ist.

Eine gute Übung kann auch unser digitales Verhalten sein. Aber nicht jedes Like zählt auf das eigene Solidaritätskonto ein. Fangen wir besser an, die Arbeit anderer Frauen zu loben. Respektieren wir die Meinungen der Araberin, die in einem Video erklärt, warum sie Kopftuch tragen möchte. Unterstützen wir das „Pro Choice“-Lager der Abtreibungsdebatte in Irland mit einem Tweet. Während ich an diesem Text arbeite, postet eine Bekannte bei Instagram ein Bild mit den Worten: „You are awesome! #girlpower“. Ich habe

Wir müssen lernen, gemeinsam zu kämpfen, auch wenn wir nicht einer Meinung sind.

mich einfach mal angesprochen gefühlt von dieser digitalen Zuwendung. Danke! Dass ein bloßes Hashtag Zusammengehörigkeit neu definieren kann, hat #metoo gezeigt. Denn außer Schock und Schmerz steckte darin auch die Zuversicht der grenzüberschreitenden Frauensolidarität.

Zuversicht war auch der Antrieb, als wir vor zwei Jahren eine Girl-Gang gründen wollten. Zwei Dutzend Frauen, erfahrene Mentorinnen, dämmrige Trinkrunden, bei denen wir paktierten und über ungleiches Gehalt, Chauvi-Chefs und Selbstbewusstsein debattierten. Zum ersten Treffen war die Bar voll, schon beim zweiten schrumpfte die Gruppe. Beim achten Date war die Gang zu einem Quintett geworden. Danach trafen wir uns nicht mehr. Auch ich hatte mehrere Termine sausen lassen. Waren wir am Ende zu faul, uns zu verbünden? Oder zu skeptisch?

Ich sprach mit ein paar Frauen der Gruppe, und alle erzählten mir, dass sie immer wieder in Kontakt seien, gemeinsam Konzepte durchsprachen, um dem Chef die Meinung zu sagen. Auch ich habe mich häufig mit Frauen ausgetauscht. Gerade hat jemand ein Jobangebot in unsere Facebook-Gruppe gepostet. Vielleicht braucht Solidarität unter Frauen keine Trinkrunden, keine besseren Männerbünde. Wir regeln das ganz einfach so. **G**